



Ulrich Kittstein

GOTTFRIED KELLER

Ein bürgerlicher Außenseiter

ULRICH KITTSTEIN

GOTTFRIED KELLER

Ein bürgerlicher Außenseiter

wbgAcademic

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Academic ist ein Imprint der wbg.

© 2019 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Satz: Anja Harms, Oberursel

Besuchen Sie uns im Internet: www.wissenverbindet.de.

ISBN 978-3-534-27072-9

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-74418-3

eBook (epub): 978-3-534-74419-0

INHALT

1. EINLEITUNG: GOTTFRIED KELLER UND SELDWYLA
Ein wonniger und sonniger Ort
Aus dem Leben eines bürgerlichen Außenseiters
2. VOM DASEIN IM DIESSEITS: KELLER UND LUDWIG FEUERBACH
Vor und nach feuerbach
Endlichkeit und Lebenslust
Lob des Sehens
3. DAS „WESEN DER DINGE“ UND DIE „UNVERANTWORTLICHKEIT
DER EINBILDUNGSKRAFT“
Kellers poetischer Realismus
Epigonen, Kunstfabrikanten und Phantasten:
Gefährdungen des Künstlers
Die Phantasiewelten des grünen Heinrich
Novellistische Variationen
4. ENTWICKLUNGSWEGE UND ERZIEHUNGSFRAGEN
Von Vätern und Müttern
Die Macht der Ökonomie
Verdrängung und Versagung: Die dunklen Seiten der
bürgerlichen Welt
5. „WAS BIST DU FÜR EIN WEIB?“ – „WAS BIST DU FÜR EIN
MANN?“ LIEBESWIRREN UND GESCHLECHTERROLLEN
Frauenbilder
Rollenmuster und Verstöße
Ein Duell der Geschlechter: *Das Sinngedicht*

6. DER STAAT UND SEINE BÜRGER

Stürmische Anfänge: Kellers politische Lyrik der vierziger Jahre

Beruhigung: Keller und der Schweizer Bundesstaat

Eine neue Poetik: Das patriotische Fest und die Kunst

Historische Selbstvergewisserung: *Züricher Novellen*

7. DIE SKEPSIS DES ALTERS

Die Schweiz auf dem Weg in die Moderne

Literarische Zeitkritik

Martin Salander – ein moderner Roman?

8. SCHLUSS

ANHANG

Anmerkungen

Zeittafel

Auswahlbibliographie

Werk- und Personenregister

1. EINLEITUNG: GOTTFRIED KELLER UND SELDWYLA

Ein wonniger und sonniger Ort

In Gottfried Kellers Werken tummeln sich viele plastisch geschilderte und mitunter recht skurrile Figuren, die sich dem Gedächtnis des Lesers tief einprägen, zum Beispiel der grüne Heinrich, Hauptfigur und Titelheld seines ersten Romans, der notorische Schmoller Pankraz, die drei ‚gerechten Kammacher‘ und ihre Angebetete mit dem wundervollen Namen Züs Bünzlin, der kluge Kater Spiegel oder jener Wenzel Strapinski, dessen Schicksal so eindrucksvoll demonstriert, wie Kleider Leute machen können. Kellers populärste Erfindung ist aber keine einzelne Gestalt, sondern eine ganze Stadt, der er den Namen Seldwyla gab und die „irgendwo in der Schweiz“ liegen soll (4, S. 7).¹ Hier sind Pankraz und Spiegel zuhause, hier pflegen die drei Kammacher ihre fragwürdige Gerechtigkeit, und von hier bricht Strapinski zu seiner Wanderung ins benachbarte Goldach auf, wo man den braven Schneidergesellen wegen seiner vornehmen Aufmachung für einen Grafen hält. Das Licht der Welt erblickte Kellers fiktive Schweizerstadt 1856, als er unter dem Sammeltitle *Die Leute von Seldwyla* eine Reihe von fünf Erzählungen veröffentlichte, der achtzehn Jahre später ein zweiter Teil von gleichem Umfang folgen sollte. Die kurze Einleitung, die den ersten Band eröffnet, macht die Leserschaft mit dem Schauplatz der Geschichten und seinen Eigenarten bekannt.

Ein kuriozes Städtchen ist dieses Seldwyla, und der Erzähler der Vorrede – offensichtlich kein Einheimischer! – betrachtet seinen Gegenstand auch mit gehöriger Skepsis und einer gewissen spöttischen Herablassung. Die „Gründer der Stadt“, so verkündet er gleich anfangs, hätten „dieselbe eine gute halbe Stunde von einem schiffbaren Flusse angepflanzt, zum deutlichen Zeichen, daß nichts daraus werden sollte“ (S. 7). Tatsächlich sind die Seldwyler allesamt ausgemachte Taugenichtse, denn von redlicher Mühe und saurem Fleiß halten sie herzlich wenig. Das Sagen haben unter ihnen die „jungen Leute von etwa zwanzig bis fünf-, sechsunddreißig Jahren“, die „die Herrlichkeit von Seldwyla darstellen“, sich aber bloß durch ihre Virtuosität in der „Betreibung eines trefflichen Schuldenverkehrs“ auszeichnen und am liebsten „fremde Leute für sich arbeiten“ lassen (S. 8). Nur wer dieser „Aristokratie der Jugend“ entwachsen ist und daher keinen Kredit mehr genießt, muss ernstlich für sich selber sorgen, indem er entweder auswärts sein Glück sucht oder durch irgendeine „krabbelige Arbeit“ wenigstens das Lebensnotwendige herbeischafft (S. 8f.). Reichtümer gibt es bei den Seldwylern begreiflicherweise nicht, und niemand kann so recht sagen, „wovon sie seit Jahrhunderten eigentlich leben“ (S. 7).

Gerne und ausgiebig befassen sie sich mit politischen Fragen – immerhin ist die Schweiz eine Republik, die ihren Bürgern umfassende Mitbestimmungsrechte gewährt. Wirklich ernst nehmen kann man allerdings auch die „große politische Beweglichkeit“ der Seldwyler nicht, denn im Grunde haben sie lediglich ihre Freude am Lärm des Parteiengezänks und stehen deshalb „stets den Tag darauf, nachdem eine Regierung gewählt ist, in der Opposition gegen dieselbe“ (S. 9f.). Nehmen ihr Geschrei und ihre Unruhe einmal überhand, „so schickt ihnen die Regierung gewöhnlich als Beruhigungsmittel eine Untersuchungskommission auf den Hals, welche die

Verwaltung des Seldwyler Gemeindeguts regulieren soll“; dann sind sie bis auf weiteres mit sich selbst beschäftigt und auf heilsame Weise abgelenkt. Das einzige Rauschmittel der Seldwyler, das die Politik an Wirksamkeit noch übertrifft, ist der „junge Wein“, den sie allherbstlich in großen Mengen konsumieren (S. 11). In dieser Zeit kann man mit ihnen, wie der Erzähler versichert, überhaupt nichts Vernünftiges mehr anfangen.

Als prototypischer Ort der Narren reiht sich Kellers „lustige und seltsame Stadt“ (S. 12), Seite an Seite mit dem griechischen Abdera oder dem deutschen Schilda, in eine lange literarische und volkstümliche Tradition ein. Doch die satirisch gezeichnete ‚verkehrte Welt‘ Seldwylas lässt sich noch genauer bestimmen, nämlich als eine Sphäre des Unbürgerlichen, ja des Anti-Bürgerlichen schlechthin. Die Vorrede zum ersten Band der *Leute von Seldwyla* entwirft ein Panorama der bürgerlichen Werte und Normen, wie sie sich aus Kellers schweizerisch gefärbter Sicht darbieten, aber sie tut es auf indirekte Weise, in der Negation, im Gegenbild: Ein rechter Bürger müsste just das sein, was der typische Seldwyler nicht ist. Disziplin, Tüchtigkeit und Erwerbsfleiß bildeten die Elemente, die im 19. Jahrhundert und noch weit darüber hinaus das Selbstverständnis bürgerlicher Sozialgruppen ausmachten. In einem solchen Ethos wurzelt das bekannte Sprichwort, nach dem „Müßiggang aller Laster Anfang ist“ und das auch der Erzähler von Kellers Vorrede im Munde führt (S. 12). So erklärt sich die kritisch-ironische Einstellung dieses Erzählers zu der seldwylischen Nichtsnutzigkeit: Er selbst steht in weltanschaulicher Hinsicht ganz auf dem Boden der anständigen bürgerlichen Normalität. Im Geschäftsleben von Seldwyla grassieren dagegen Schwindel und falscher Schein. Hier wird nichts produziert, nichts erworben und nichts gespart, hier werden keine soliden Existenzen und keine gesicherten Verhältnisse begründet. Nur wer der Stadt den Rücken kehrt oder sich

zumindest innerlich von ihren Gepflogenheiten distanziert, hat eine Chance, diesem Sumpf zu entrinnen. In fremden Kriegsdiensten lernt so mancher Seldwyler in vorgerückten Jahren, sich „steif aufrecht zu halten“ (S. 8), und gewinnt damit doch noch jene innere Festigkeit, die den idealen bürgerlichen Sozialcharakter auszeichnet. Dem Schmoller Pankraz gelingt das zum Beispiel, auch wenn er dafür bis nach Indien und Afrika reisen muss, und Fritz Amrain, der Protagonist einer anderen Geschichte, bleibt dank einer erzieherischen Meisterleistung seiner Mutter Regula ebenfalls zeitlebens „vor dem Untergang gesichert“ (S. 214), mit dem ihn der Schlendrian Seldwylas bedroht.

Dass Keller der politischen Verantwortung einen wichtigen Platz im System der bürgerlichen Werte einräumt, verweist auf die besondere historische Entwicklung und die republikanische Verfassung der Schweiz. Unter einem mustergültigen Bürger versteht er eben nicht nur den Bourgeois als ein auf den eigenen Vorteil bedachtes Wirtschaftssubjekt, sondern auch den Citoyen, den mündigen Staatsbürger, der das Wohl des Gemeinwesens im Auge hat. Die Seldwyler betrachten die Politik aber, wie alles andere auch, als ein bloßes Spiel, mit dem sie sich amüsieren, wenn sie in der rechten Stimmung sind. Haben sie einmal keine Lust dazu, so „stellen sie sich übermüdet und blasiert in öffentlichen Dingen und lassen ein halbes Dutzend alte Stillstände, die vor dreißig Jahren falliert und sich seither stillschweigend rehabilitiert haben, die Wahlen besorgen“ (S. 10) – in der Schweiz zu Kellers Zeiten ein Skandal, denn wer ‚fallierte‘, also in Konkurs ging und seine wirtschaftliche Selbständigkeit einbüßte, verlor damit automatisch auch die politischen Mitwirkungsrechte. Dass ein solcher Mann nach dem Gesetz „bürgerlich tot sei“ (S. 208), muss der aufgeweckte Fritz Amrain seinen verdutzten Mitbürgern in einer Wahlversammlung erst einmal klar machen! Staatsbürgerliches Wirken und produktive Berufstätigkeit

sind in Kellers Augen nicht voneinander zu trennen. Auf dem Feld der Politik wie auf dem der Ökonomie soll das bürgerliche Individuum verantwortungsbewusst und autonom agieren.

Auch die Lebenslaufkurve eines durchschnittlichen Seldwylers weicht auf bezeichnende Weise von der bürgerlichen Norm ab. Wenn er mit Mitte dreißig aus dem Kreis der bevorrechtigten Jugend und dem „Paradies des Credits“ verstoßen wird und somit „fertig“ ist, befindet er sich gerade in einem Alter, in dem „die Männer anderer Städtlein etwa anfangen, erst recht in sich zu gehen und zu erstarken“ (S. 8). Statt jetzt, vollständig sozialisiert, durch einige Erfahrung gereift und beruflich wie familiär fest etabliert, auf den Höhepunkt seines Daseins zuzusteuern, gleitet er aus der überlangen Jugend direkt in ein armseliges Alter hinüber, während die glänzende Lebensmitte mit den besten Jahren eines gestandenen Mannes gänzlich verloren geht. Dass hier, wie in der gesamten Vorrede, ausschließlich von Männern gesprochen wird, kann übrigens nicht verwundern, denn das Ideal eines Bürgers, das Keller seinen Lesern über das Kontrastbild der Seldwyler Narren indirekt vorhält, ist zunächst einmal das Ideal eines vorbildlichen *Mannes*. Über die Geschlechterrollen in der bürgerlichen Welt und speziell bei Keller wird später noch ausführlich zu reden sein.

Deuten sich die Konturen wahrer Bürgerlichkeit in der Schilderung Seldwylas nur mittelbar an, so findet man in Kellers Erzählwerk anderswo auch unverzerrte, positive Entwürfe dieser Leitvorstellung. Ein echter Musterbürger scheint der frühverstorbene Vater des grünen Heinrich gewesen zu sein, sofern der schwärmerisch gefärbte Rückblick des Sohnes halbwegs Glauben verdient.² Vater Lee stammt aus bäuerlichen Verhältnissen, erlernt aber auf eigene Initiative ein Handwerk und arbeitet sich mit

Enthusiasmus und zäher Energie nach oben, bis er sich als rühriger Steinmetz und Baumeister in der Stadt niederlassen kann. Dabei ist er keineswegs aufs Geldverdienen fixiert, sondern trachtet bei seinen Bauten stets danach, „das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden“ (11, S. 74), und widmet sich überdies allerlei gesellschaftlichen und kulturellen Aufgaben, die jenseits seines eigentlichen Berufs liegen. Gemeinsam mit einigen Handwerksgenossen stiftet er wohltätige Vereine und Schulen, um eine aufgeklärte Volkserziehung zu fördern, und bemüht sich auch selbst mit großem Eifer um eine höhere Bildung. Keller zeichnet hier eine bürgerliche Existenz, die Schöpferkraft, praktische Bewährung, noble ideelle Ziele und öffentliche Verantwortung miteinander verknüpft, ohne auch nur einen Hauch von philiströser Spießigkeit aufzuweisen: „Arbeit und Fleiß, Streben nach Selbstentwicklung und Bildung, nach materiellem Besitz, Sicherheit, Stetigkeit, Neigung zu Vernunft, Mäßigkeit und Ausgleich, Gleichgewicht von eigenen und Gemeinschaftsinteressen, das heißt auch von Individualismus und Einordnung“^[3], machen zusammen eine absolut un-seldwylische Lebensform aus. Dass der durch pure Überanstrengung bedingte frühe Tod von Heinrichs Vater „in einem Alter, wo Andere ihre Lebensarbeit erst beginnen“ (S. 79), gleichwohl einen tiefen Schatten auf diese leuchtende Vorbildfigur wirft, sei vorerst nur am Rande erwähnt.

Es gibt bei Keller sogar ganze Ortschaften, die im schroffen Gegensatz zum liederlichen Seldwyla wie Manifestationen vollendeter Bürgerlichkeit anmuten. So fährt der grüne Heinrich auf seinem Weg nach Deutschland „durch ein großes ansehnliches Dorf, wie sie in der flachern Schweiz häufig sind, wo Fleiß und Betriebsamkeit, im Lichte fröhlicher Aufklärung und unter oder vielmehr *auf* den Flügeln der Freiheit, aus dem schönen Lande nur

Eine freie und offene Stadt erbauen“ (S. 33). Sauber und reinlich stehen die Häuser da, umgeben von Gärten, die in wohlgepflegtem Blumenschmuck strahlen. „Hell und aufgeweckt erschien das Dorf“ (S. 34), dem sein Wohlstand und die vielen Gewerbe schon einen halb urbanen Charakter verleihen. Das „schönste Gebäude“ ist das Schulhaus, dessen Äußeres an einen Tempel erinnert und das den Mittelpunkt der Siedlung bildet, wo sich die Bewohner zu Gesprächen treffen wie früher wohl unter den „alten Dorflinden“. Man tauscht aber nicht bloß Klatsch und Tratsch aus:

[E]ine Gruppe älterer und jüngerer Männer unterhielt sich hier behaglich, sie schienen zu politisieren; aber ihre Unterredung war um so ruhiger, bewußter und ernster, als sie vielleicht, dieselbe bethätigend, noch am gleichen Tage einer wichtigen öffentlichen Pflichterfüllung beizuwohnen hatten. Die Physiognomien dieser Männer waren durchaus nicht national über Eines Leisten geschlagen, auch war da nichts Pittoreskes, weder in Tracht, noch in Haar- und Bartwuchs zu bemerken; es herrschte jene Verschiedenheit und Individualität, wie sie durch die unbeschränkte persönliche Freiheit erzeugt wird, jene Freiheit, welche bei einer unerschütterlichen Strenge der Gesetze Jedem sein Schicksal läßt und ihn zum Schmied seines eigenen Glückes macht. (S. 35)

Gestört wird der Hymnus auf Wohlstand, bürgerliche Freiheit und staatsbürgerliche Verantwortung lediglich durch die Beschreibung der Kirche, die als düsterer Fremdkörper wie ein „unnützes sonderbares Möbel“ das schöne Ensemble der Bauten durchbricht (S. 36). Tatsächlich war Keller auf Religion und Kirche nicht gut zu sprechen – dem weltanschaulichen Hintergrund dieser Feindseligkeit wird das nächste Kapitel nachgehen.

Ist Seldwyla also nur eine Negativfolie, die der Dichter schuf, um vor ihrem trüben Hintergrund seine Wunschbilder einer makellosen bürgerlichen Welt umso glänzender in Szene setzen zu können? Ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Der Erzähler der Vorrede räumt ein, dass die Seldwyler zumindest *eine* Kunst vortrefflich

beherrschen, nämlich die Kunst, vergnügt zu sein und das Dasein in vollen Zügen zu genießen. „Und sie leben sehr lustig und guter Dinge“, liest man gleich im ersten Absatz (4, S. 7f.), und bald darauf: „Aber immer sind sie im ganzen zufrieden und munter“ (S. 9). Klingt in den kritischen Worten des Sprechers nicht sogar ein heimlicher Neid auf diese unbeschwerte Existenz an, die sich mit jeder Verantwortung auch aller Sorgen entledigt? „Alles dies macht ihnen großen Spaß“, heißt es über die lärmenden politischen Aktivitäten der Seldwyler und ihre regelmäßigen herbstlichen Zechgelage (S. 11). „Spaß“ ist ein sehr unbürgerliches Wort, denkbar fern von Solidität und Seriosität, vom Ernst der Pflichten, die ein erwachsener Mann im Beruf, in der Familie und in der Öffentlichkeit zu übernehmen hat. Aber die Lebenskunst der Bewohner von Seldwyla besteht im Grunde eben darin, dass sie das Erwachsenwerden verweigern und ewig Kinder bleiben, denen die Angelegenheiten des Erwerbs und der Politik bloß einen willkommenen Stoff für spielerische Vergnügungen liefern. Der Habitus des vorbildlichen Bürgers, der sich allzeit „steif aufrecht zu halten“ hat (S. 8), wenn er seinem rigiden Arbeits- und Pflichtethos genügen will, setzt ein beträchtliches Maß an Selbstzwang und Versagung voraus, einen Verzicht auf die Befriedigung vieler Sehnsüchte und affektiver Bedürfnisse. Die Seldwyler dagegen fühlen sich allezeit „zufrieden und munter“, weil sie gar nicht daran denken, sich solch unbequemen Einschränkungen zu unterwerfen.

Und weil seine Bewohner so sind, wie sie sind, ändert sich in Seldwyla auch nie etwas. Die Stadt „steckt noch in den gleichen alten Ringmauern und Türmen, wie vor dreihundert Jahren, und ist also immer das gleiche Nest“ (S. 7), schreibt Keller, der als Jugendlicher miterlebt hatte, wie die Befestigungsanlagen seiner Heimatstadt Zürich niedergerissen wurden: In ganz handgreiflicher Weise fiel damit die starre Enge einer noch stark mittelalterlich

geprägten Welt der entfesselten modernen Dynamik von Gesellschaft, Technik und Verkehr zum Opfer. Seldwyla dagegen behält seine uralten Mauern, und sie sind nicht der einzige Gürtel, der sich um das Städtchen legt, denn „rings um die alte Stadtmauer“ gedeiht jener Wein, dem die Seldwyler so eifrig zusprechen, und die ganze Siedlung liegt wiederum „mitten in grünen Bergen“ (S. 7). So korrespondiert dem „unveränderliche[n] Kreislauf der Dinge“ zu Seldwyla (S. 9) auch auf der räumlichen Ebene die Form des Kreises: Hier scheint alles, dem historischen Wandel entrückt, abgeschlossen in sich zu ruhen. Nach den Maßstäben eines zukunftsfrohen Fortschrittsdenkens mutet ein derartiger Zustand gewiss provinziell und rückständig an, doch bei der Lektüre der Vorrede drängen sich andere, freundlichere Assoziationen auf. Nicht nur die Merkmale der Zeitlosigkeit und der Abgeschlossenheit verleihen Seldwyla Züge einer Idylle, ja eines förmlichen Paradieses. Auffallend begünstigt ist schon seine geographische Lage, da die erwähnten „grünen Berge [...] nach der Mittagsseite zu offen sind, so daß wohl die Sonne herein kann, aber kein rauhes Lüftchen.“ In einer schier unerschöpflich fruchtbaren Natur, nämlich in den „unabsehbare[n] Waldungen“, die die Berghänge ringsumher bedecken (S. 7), besteht überdies das einzige wirkliche „Vermögen“ der Stadt, das den Einwohnern ihre ungewöhnliche Lebensweise überhaupt erst ermöglicht: „Holz haben alle Bürger die Fülle und die Gemeinde verkauft jährlich noch einen guten Teil, woraus die große Armut unterstützt und genährt wird“ (S. 9).

Zu guter Letzt verdient auch der von Keller erfundene Name seines (vermeintlichen) Narrenstädtchens einige Aufmerksamkeit. „Seldwyla“, so wird der Leser der Vorrede gleich eingangs belehrt, „bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort“ (S. 7). Obwohl das schon aussagekräftig genug wäre, muss man noch ein wenig tiefer bohren, denn etymologisch kann diese

Erklärung nicht ganz befriedigen. „Wyl“ entspricht dem neuhochdeutschen „Weiler“, bezeichnet also ein kleines Dorf. Der erste Bestandteil des Namens geht aber auf das mittelhochdeutsche „sælde“ zurück, das so viel wie Glück oder Seligkeit bedeutet.⁴ Seldwyla ist demnach, wörtlich genommen, ein Ort des Heils, eine Insel der Seligen, womit sich erneut bestätigt, dass Keller die abfälligen Urteile, die er seinem Erzähler in den Mund legt, zugleich auf subtile Weise unterläuft und ein ausgesprochen ambivalentes Bild von der gegenbürgerlichen Existenz der Seldwyler zeichnet. Wer mit kindlichem Gemüt ohne jede Rücksicht auf Fortschritt, materiellen Wohlstand, angestregten Fleiß und Tüchtigkeit munter in den Tag hinein lebt, kann sich wie im Elysium fühlen. Seldwyla ist nicht nur ein negativer Kontrastentwurf zum bürgerlichen Dasein, sondern auch ein geheimes Sehnsuchtsziel all jener, die tagtäglich den Zwängen dieses Daseins ausgeliefert sind.

Georg Lukács hat behauptet, „die Erziehung eines Menschen zum Staatsbürger“ sei das eigentliche Thema sämtlicher Erzähltexte Kellers.⁵ Das ist stark überspitzt, trifft aber doch etwas Wesentliches, denn das Werk des Schweizers zeugt in der Tat von einem lebenslangen regen Interesse an den Voraussetzungen und Grundlagen einer gelingenden bürgerlichen Existenz – und, wie sich in der Seldwyla-Vorrede bereits versteckt andeutet, auch an manchen Schattenseiten der bürgerlichen Normen und Wertvorstellungen. Wenn man die Ursprünge dieses Interesses verstehen will, tut man gut daran, sich zunächst Kellers persönlichen Werdegang zu vergegenwärtigen. Deshalb soll hier eine knappe biographische Skizze folgen, die dem Leser zugleich als grober chronologischer Rahmen die Orientierung in den späteren Kapiteln erleichtern mag.⁶

Aus dem Leben eines bürgerlichen Außenseiters

In viele Schriften Kellers ist autobiographisches Material eingeflossen, das in der literarischen Fiktion freilich durchweg stilisiert und verfremdet wiederkehrt. Vor der Öffentlichkeit unverstellt über sich selbst zu reden oder zu schreiben, liebte der Autor dagegen nicht. Gleichwohl sah er sich mehrfach veranlasst, kleine Darstellungen seines Lebenslaufes zu verfassen, die je nach Gelegenheit und Adressatenkreis ganz unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Wenigstens einer dieser Texte, der besonders lakonisch ausgefallen ist, sei hier im Zusammenhang wiedergegeben. Keller schickte ihn 1883 an den dänischen Dichter Holger Drachmann, der den *Grünen Heinrich* übersetzt und den Verfasser um einige biographische Daten gebeten hatte:

Ich bin 1819 in Zürich geboren, als Sohn eines jungen Handwerksmeisters, der starb, als ich kaum 5 Jahre zählte, und der Wittwe die Sorge für zwei Kinder hinterließ. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre vermochte mich die Mutter in den Schulen zu halten; neue Lasten und die Ungewißheit der Zukunft auf sich zu nehmen, zögerte sie dennoch nicht, als ich nun ohne weiteres erklärte, ein Maler werden zu wollen. Theils bei unzulänglichen Lehrern, teils ganz auf mich selbst gestellt, verbrachte ich die Zeit bis zum zwanzigsten Jahre, wo ich mit wenig Mitteln als angehender Landschaftler nach München ging, um mich auszubilden. Ohne an ein gutes Ziel gelangt zu sein, kehrte ich nach ein par Jahren zurück und verfiel im Wechsel der Gemüths-Stimmungen und des geistigen Suchens auf das Niederschreiben lyrischer Gedichte, deren Publication von ältern Gönnern veranlaßt wurde, die sich gefunden hatten. Erst jetzt bildete ich mich literarisch besser aus und erhielt endlich ein Staats-Stipendium zum Besuche der Universität Heidelberg, wo ich drei Semester blieb, und zu einem Aufenthalte in Berlin, wo ich den *Grünen Heinrich* schrieb, sowie den ersten Band der *Leute von Seldwyla*.

Später übernahm ich ein öffentliches Amt, dasjenige des Staatsschreibers des Cantons Zürich, welche Stelle ich während einer längeren Reihe von Jahren bekleidete, bis ich sie im Jahre 1876 niederlegte, um mich ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. (15, S. 416f.)

Diese knappen Bemerkungen lassen bereits erahnen, wie wenig Kellers Werdegang dem Muster einer ordentlichen bürgerlichen Karriere entsprach. Sie enthalten, streng genommen, keine Unwahrheiten, geben aber doch ein

recht lückenhaftes Bild, das im Folgenden korrigiert und ergänzt werden soll.

Die Eltern des Dichters, Rudolf und Elisabeth Keller, stammten aus dem Dorf Glattfelden im Nordwesten des Kantons Zürich und zogen erst 1817 in die Hauptstadt, wo Gottfried am 19. Juli 1819 zur Welt kam und drei Jahre später auch seine Schwester Regula geboren wurde. Zwei Katastrophen überschatteten Kellers Kindheit und Jugend: zum einen der frühe Tod des Vaters, eines Drechslermeisters, im Jahre 1824, zum anderen das abrupte Ende seiner schulischen Laufbahn im Sommer 1834, das in dem eben zitierten Text sehr euphemistisch umschrieben wird. Keller, der nach der Elementarschule das Züricher Landknaben-Institut besucht hatte und dann auf die Kantonale Industrieschule – eine Art Realschule – gewechselt war, beteiligte sich an einem Streich der Kameraden gegen einen unbeliebten Lehrer und wurde daraufhin als vermeintlicher Rädelsführer von der Schule geworfen. Nach dem Vater als dem Oberhaupt, Ernährer und Beschützer der Familie verschwand damit auch „die zweite wichtige Sozialisationsinstanz der bürgerlichen Gesellschaft“⁷ aus dem Dasein des Heranwachsenden. Zeitlebens empfand Keller den Schulverweis als eine empörende Ungerechtigkeit, die der staatlichen Pädagogik ein vernichtendes Zeugnis ausstellte: „ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschließen, heißt nichts Anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen“, liest man im *Grünen Heinrich* (11, S. 219). Die Sensibilität des Autors für die Bedeutung von Erziehung und Bildung und sein ausgeprägtes Interesse an der didaktischen Funktion von Literatur verdankten sich wohl zu einem guten Teil diesem bitteren Jugenderlebnis.

Keller gehörte fortan nicht mehr zu den beneidenswerten jungen Leuten, die, wie es in seinem Roman heißt, „unter dem doppelten Schutze des Staates und der Familie

ununterbrochen lernend in's männliche Alter und in die Selbständigkeit hinüberreifen“, womit „zugleich der sichere Eintritt in das bürgerliche Leben verbunden“ ist (12, S. 231). Was in Ermangelung einer gründlichen väterlichen und schulischen Anleitung übrig blieb, waren die unsystematischen Bildungsbemühungen eines Autodidakten, dem es in seinen beschränkten Verhältnissen zudem an finanziellen Mitteln und sozialen Kontakten gebrach. 1843 klagte Keller in seinem Tagebuch:

Es ist eine verfluchte Plackerei für einen armen Teufel, der sich gern um allerlei Erscheinungen der Zeit und der Litteratur bekümmern möchte, Jahre lang von verschiedenen Dichtern u Scribenten schwatzen hört, und dieselben nie zu lesen bekömmt; warum? weil er isoliert ist, weil kein Mensch weiß, daß er ein verkanntes, verflucht hoffnungsvolles Genie ist, und weil er lauter Plebs und Mistfinken in seiner Umgebung hat. Bücher kann er keine kaufen, höhere Bibliotheken stehen ihm keine offen, und wenn in der Leihbibliothek sich wunderbarer Weise ein verdauliches Buch findet, so muß er monathlang warten, bis er's endlich ein Mal bekommt. (18, S. 83-85)

Die Berufswahl gestaltete sich für den unberatenen jungen Mann ebenfalls schwierig. Seine Entscheidung für die schon länger auf eigene Faust geübte Malerei verdankte sich, wie er erst später einsah, weitgehend dem „Zufall“ (15, S. 407), und zu einer professionellen Ausbildung kam es nie. Bei dem Züricher Lithographen und Kupferstecher Peter Steiger, bei dem er zunächst in die Lehre ging, konnte Keller nicht viel lernen, und der weitaus begabtere, aber psychisch labile Rudolf Meyer unterrichtete ihn im Winter 1837/38 nur wenige Monate lang - die beiden Männer lieferten übrigens die Vorbilder für die Herren Habersaat und Römer im *Grünen Heinrich*. „[E]he ich mich besann, war ich zwanzig Jahre alt geworden, ohne eigentlich etwas Rechtes zu können“, stellte Keller bereits 1847 in einem autobiographischen Rückblick selbstkritisch fest (S. 398). Auch der Aufenthalt in München, der vom Frühjahr 1840 bis zum Herbst 1842 dauerte und durch ein kleines väterliches Erbteil ermöglicht wurde, brachte nicht

den ersehnten Durchbruch, obwohl die Stadt als eine Hochburg der bildenden Künste in Deutschland galt: „Ich war [...] ohne Empfehlungen gekommen, lebte ohne nähere Bekanntschaft mit ausgezeichneten Künstlern, auf der Akademie war für die Landschaftsmalerei gar kein Lehrer, noch Raum: so war ich mir wieder selbst überlassen“ (S. 398). Als Maler gelangte Keller nicht über einen anspruchsvollen Dilettantismus hinaus, zumal er seine Zeit lieber in der geselligen Runde befreundeter Landsleute zubrachte, als ernsthaft seinen künstlerischen Ambitionen nachzugehen. Irgendwann war das Geld aufgebraucht. Keller lernte die Armut, die Schulden und den Hunger kennen und trat schließlich, wie er im Tagebuch notierte, die „Flucht in's Mütterliche Haus“ in Zürich an (18, S. 19).

Die einschneidende Bedeutung des Jahres 1843, das er wieder daheim verbrachte, sollte sich erst im Nachhinein enthüllen. Keller, der bis dahin nur nebenher auch einige Gedichte, Aufsätze und kleine dramatische Versuche fabriziert hatte, entfaltete jetzt urplötzlich eine geradezu eruptive lyrische Produktivität, deren Schwung mehr als zwei Jahre lang anhielt. Literaturinteressierte Kreise in Zürich wurden auf ihn aufmerksam, es ergaben sich erste Publikationsmöglichkeiten in Zeitschriften und Almanachen, und 1846 erschien eine von seinem Mentor August Adolf Ludwig Follen redigierte Auswahl der Texte in einem Bändchen *Gedichte*. Der Weg zur Schriftstellerei war für Keller damit aber durchaus noch nicht klar und deutlich vorgezeichnet. Verkündete er 1845 selbstgewiss: „Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf“ (GB 1, S. 233)⁸, so drückte er sich zwei Jahre später schon wieder vorsichtiger aus: „Ob ich wirklich zum Dichter geboren bin und dabei bleiben werde, ob ich wieder zur bildenden Kunst zurückkehren oder gar beides miteinander vereinigen werde, wird die nähere Zukunft lehren“ (15, S. 400). Tatsächlich jedoch griff er fortan nur noch

gelegentlich zu Zeichenstift und Pinsel, etwa um Freunde mit einer persönlichen Gabe zu bedenken⁹; außerdem verfasste er im Laufe der Zeit immer wieder kleine kunstkritische Essays und Besprechungen.

Trotz des spektakulären Auftakts boten sich dem jungen Dichter vorerst weder konkrete Zukunftsperspektiven noch Verdienstmöglichkeiten. Keller muss seine prekäre Situation über lange Jahre hin als außerordentlich belastend empfunden und sich mit Ängsten und Selbstzweifeln geplagt haben – und mit Gewissensbissen, denn immerhin zehrte er von dem bescheidenen Besitz seiner Mutter und von dem, was Regula als Verkäuferin oder Näherin erwarb. Als die Schwester 1847 erkrankte, schrieb er im Tagebuch: „Die Mutter wacht nun ganz allein schon 14 Nächte bei ihr, ich kann nichts helfen, ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter u Schwester aufsaugt“ (18, S. 139/141). Auch in Briefen verlieh er seinen Sorgen und seiner Ratlosigkeit beredten Ausdruck und beklagte das Unvermögen, sich endlich zu einer zielstrebigem Tätigkeit aufzuraffen. Schon im Juli 1839 hatte er dem Jugendgefährten Johann Müller gestanden: „Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt, und kann noch nichts, und stehe immer auf dem alten Flecke, und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben.“ Sein Geburtstag verlief unter solchen Umständen nicht gerade heiter: „Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baum strunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stand und mir durchaus keine erfreulichen Aspekten

gewähren wollte“ (GB 1, S. 156f.). Wird hier die persönliche Not wenigstens noch mit Humor genommen, so spricht ein Brief, den der treue Malerfreund Johann Salomon Hegi 1841 aus München erhielt, in einem weit weniger schnoddrigen Ton von Kellers „Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden“ (S. 191). Auch nach der Heimkehr in die Schweiz blieben die Verhältnisse und mit ihnen die Selbsteinschätzung des jungen Mannes im Wesentlichen unverändert. Mehrere Jahre, so klagte er im Rückblick, habe er damals wegen seiner notorischen „Gedankenlosigkeit und Faulheit [...] in Zürich verlümmelt“ (S. 296).

Keller war, wie man sieht, kein munterer Seldwyler, der die Regeln der bürgerlichen Lebenswelt mit souveräner Leichtigkeit missachtete. Konnte er den gesellschaftlichen Erwartungen auch nicht gerecht werden, so hatte er sie doch in hohem Maße verinnerlicht und litt selbst unter seiner unproduktiven und ungewissen Existenz. Die Befürchtung, mit dieser „naiv beschaulichen u müßiggängerischen Weise zu Grund [zu] gehen“, die er einmal einer privaten Notiz anvertraute (18, S. 157), ließ sich nicht verdrängen, doch sie wurde zumindest literarisch fruchtbar, denn nach der Rückkehr aus München entwickelte Keller, wie er sich viel später erinnerte, den Plan, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen“ (15, S. 411). Wenn ihn sein Gedächtnis nicht trog, reichte seine Strategie, eigene Erlebnisse und Ängste im Medium der poetischen Fiktion zu verarbeiten, also bis in diese frühe Zeit zurück. Die lyrische Begeisterung, die ihn dann so unvermittelt überfiel, drängte das epische Projekt zwar vorerst in den Hintergrund, aber die Idee zu dem Roman *Der grüne Heinrich* war geboren.

Melancholische Reflexionen über seine Lage stellte Keller indes auch in der Lyrik an. In den Versen jener Jahre findet

man viele Spuren der Angst vor einem zwecklos vergeudetem Leben, das nur Resignation, Wehmut oder tiefe Trauer übrig lässt, zum Beispiel in der umfangreichen dreiteiligen Terzinendichtung *Eine Nacht*, die der Verfasser – wie viele andere Gedichte, die ihm allzu persönlich und bekenntnishaft geraten waren – bezeichnenderweise nie publizierte.¹⁰ Selbstzweifel, Kummer, Leid, Erstarrung, Kälte und Tod sind zentrale Motive seines lyrischen Frühwerks, und immer wieder begegnet dort die Figur des einsamen Außenseiters, der seine Isolation schmerzlich empfindet. Eine makabre, aber höchst eindrucksvolle Gestalt gewinnt dieser Typus in der Person des lebendig Begrabenen, dem Keller in den *Gedichten* einen eigenen Zyklus von neunzehn Texten widmete. Um den Ton des Ganzen anklingen zu lassen, sei nur die erste Strophe des zweiten Stücks zitiert:

Da lieg' ich nun, ohnmächtiger Geselle,
Geschieden von der ganzen, weiten Welt!
Versprengter Tropfen von der Lebensquelle,
Ein Baum, noch grünend, ist er auch gefällt!
(13, S. 93)

Erst 1848 schien sich Kellers Schicksal zum Besseren zu wenden, als die liberale Regierung des Kantons Zürich beschloss, die literarische Laufbahn ihres talentierten, aber allzu bequemen Mitbürgers durch ein Stipendium für eine längere Studienreise zu fördern. Keller griff begierig zu und fuhr im Herbst nach Heidelberg, wo er anderthalb Jahre verweilte, ehe er im April 1850 nach Berlin weiterzog. Erst Ende 1855 sollte er die Heimat wiedersehen. Die Zeit in Deutschland war in mancher Hinsicht ebenfalls schwierig und krisenhaft – „sieben Jahre in der Wüste“, wie Keller kurz vor der Rückkehr zusammenfasste (GB 4, S. 53) –, doch sie war für den Schriftsteller auch eine überaus ertragreiche Phase und wahrscheinlich sogar die entscheidende in seinem

gesamten Entwicklungsgang. Nicht zuletzt trug die Dichtung jetzt endgültig den Sieg über die Malerei davon.

Eigentlich wollte Keller sich in Heidelberg und Berlin auf das Drama konzentrieren, das in der ästhetischen Theorie das höchste Ansehen genoss und eine besonders breite und unmittelbare Publikumswirkung versprach. Seine Bemühungen führten allerdings nur zu einer Anzahl von Plänen, Skizzen und Fragmenten; fertig wurde nichts. Dafür schrieb er, während ihn die vergebliche Hoffnung auf einen großen Theatercoup viel länger als ursprünglich geplant in Deutschland festhielt, in zähem Ringen mit dem Stoff und im Dauerkonflikt mit dem drängenden, mahnenden und drohenden Verleger Eduard Vieweg den großen Roman *Der grüne Heinrich*, der 1854/55 endlich erscheinen konnte. Auch einen zweiten Lyrikband legte er vor, der unter dem Titel *Neuere Gedichte* 1851 in erster, drei Jahre später in veränderter zweiter Auflage herauskam. Die Erzählungen, die den 1856 publizierten ersten Band der *Leute von Seldwyla* füllten, entstanden gleichfalls noch in Berlin, und darüber hinaus entwickelte Keller damals bereits Ideen und Einfälle, aus denen später auf verschlungenen Wegen die Sammlung der *Sieben Legenden*, der zweite Seldwyla-Band sowie der Novellenzyklus *Das Sinngedicht* hervorgingen. Die meisten seiner größeren Erzählwerke wurden also entweder in der Berliner Zeit verfasst oder hatten dort zumindest ihre Wurzeln.

Dennoch verbrachte der Autor in Heidelberg und vor allem in Berlin keine glücklichen Jahre. Unselige Liebesaffären spielten dabei eine Rolle, aber auch gesellschaftlich fühlte er sich nach wie vor isoliert und manchmal einer „gottvergessenen Einsamkeit“ ausgeliefert (GB 1, S. 329), besonders in der preußischen Hauptstadt, wo er sich an der Betriebsamkeit der professionellen Literaten störte und als ein recht ungeschliffener Bursche mit den Umgangsformen in den Salons und geselligen

Zirkeln schlecht zurechtkam. Lange zögerte er, dem einflussreichen Karl August Varnhagen von Ense einen Besuch zu machen, weil es ihm „an aller Form für den norddeutschen Verkehr“ fehle (GB 2, S. 36), und in der Künstlervereinigung „Tunnel über der Spree“, der beispielsweise Theodor Fontane angehörte, konnte und wollte er ebenfalls nicht Fuß fassen, obwohl sie ihm die Chance geboten hätte, wertvolle Kontakte zu knüpfen. Noch viel später mokierte er sich über die Gepflogenheiten dieser Runde, deren Mitglieder eigene ‚Tunnel-Namen‘ führten und in ihren Sitzungen literarische Arbeiten vortrugen, die anschließend nach einem festen Ritual begutachtet wurden: „Zu jener Zeit war ich auch einmal [...] in einer Sonntagssitzung der Tunnelgesellschaft, obskur wie eine Schärmaus und ungefähr auch von ihrer Gestalt. Auf dem Präsidentenstuhl saß Franz Kugler und hieß Lessing, ein Gardeoffizier las eine Ballade vor; bei der Umfrage kam ich auch an die Reihe und grunzte: Wrumb! worauf das Wort sofort dem nächsten erteilt wurde“ (GB 3.1, S. 33).

Seine eigenen, späterhin so gefeierten schriftstellerischen Leistungen zahlten sich bei den Zeitgenossen keineswegs unmittelbar aus, denn weder der *Grüne Heinrich* noch die *Leute von Seldwyla* erzielten auf Anhieb einen nennenswerten Publikumserfolg. Deshalb ließen sich Mangel und Not trotz des mehrfach verlängerten Staatsstipendiums nicht abschütteln, und aufs Neue verstrickte Keller sich in eine Schuldenwirtschaft von seldwylischen Ausmaßen. Da er seiner Mutter „nicht zu schreiben wußte, was sie wünschte und hoffte“ (GB 3.2, S. 53), verstummte er als Briefeschreiber zeitweilig ganz, so dass Elisabeth Keller beispielsweise zwischen Juni 1850 und Februar 1852 keine einzige Nachricht von ihrem Sohn erhielt. Wenn er aber doch einmal von sich hören ließ, erging er sich mitunter in prahlerischen Reden, mit denen er sich wahrscheinlich auch selbst Mut zusprach. Schon in

der Münchner Zeit hatte er Versagensängste mit großspurigen Tiraden überspielt. „In einem Jahr werde ich wahrscheinlich für einige Zeit nach Berlin gehen und später nach Düsseldorf; wenn ich kein besonders schlechtes Schicksal habe, so hoffe ich in zwei Jahren nach Italien gehen zu können“, erklärte der verbummelte Malschüler damals seiner Mutter (GB 1, S. 65). Aus der Berliner Zeit sind ähnliche Äußerungen überliefert, in denen sich Trotz und gespielte Zuversicht mit dem Wunsch verbinden, die Angehörigen daheim zu beruhigen und zugleich ein wenig zu beeindrucken. „Ich will überhaupt mit gutem Ansehen nach Hause kommen und als ein selbständiger Mann in jeder Hinsicht“ (S. 118), teilte er Ende 1853 mit, und im Februar 1855 ließ er sich beinahe drohend vernehmen: „wenn ich erst einmal in Zürich bin, so wird man schon sehen, wer ich bin und daß man nicht so zur Not und aus Gnade mir ein Unterkommen zu gewähren braucht. Ich mache jetzt ein ganz anderes Gesicht, als wie ich vor sechs Jahren so traurig abzog. Brauchbare und tüchtige Leute kann man überall brauchen, und wenn sie es dort nicht können, so ist die Welt weit“ (S. 125f.).

Das Thema Heimkehr muss Keller intensiv beschäftigt haben, denn es taucht auch in seinem Werk häufig auf. Viele Helden seiner Romane und Erzählungen ziehen freiwillig oder unfreiwillig in die Fremde und kommen manchmal erprobt, gereift und wohlhabend, manchmal aber auch als gescheiterte Existenzen zurück. Eine einzige ausufernde Phantasie über das Heimkehren sind die Träume, die den grünen Heinrich am Ende seines Aufenthalts in jener deutschen ‚Kunststadt‘ heimsuchen, für die München als Vorbild gedient hat. Wenn sie in immer neuen Anläufen das ganze Spektrum unterschiedlicher Varianten durchspielen, das von der triumphalen Ankunft des verlorenen Sohnes auf einem goldenen Pferd bis zur tiefen Scham eines verkommenen, zerrissenen Herumtreibers reicht, fällt es nicht schwer, hinter diesen

Romanpassagen die ureigenen Wunsch- und Angstphantasien des Autors zu erkennen.

Ein Triumphzug war dessen Heimkehr im Spätjahr 1855 jedenfalls nicht. Nachdem er seine „fruchtbringende Leidenschule“ endlich absolviert und Berlin, das für ihn „Bußort und Korrektionsanstalt“ in einem darstellte, in Richtung Zürich verlassen hatte (GB 1, S. 256f.), musste er sehr bald feststellen, dass einträgliche schriftstellerische Erfolge weiterhin ebenso fern lagen wie ein fester Platz in der bürgerlichen Gesellschaft. Übergangslos geriet Keller wieder in den alten Schlendrian. Zwar fand er jetzt vermehrt Zugang zu den gebildeten Kreisen in Zürich und verkehrte unter anderem mit einigen illustren Persönlichkeiten aus Deutschland, die sich damals – zum Teil als Revolutionsflüchtlinge – in seiner Vaterstadt aufhielten, etwa mit dem Architekten Gottfried Semper, dem Komponisten Richard Wagner und dem Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer. Beruflich und ökonomisch mangelte es aber nach wie vor an handfesten Aussichten, zumal der literarische Ertrag der nächsten Jahre spärlich ausfiel.

Kellers Arbeitsweise war daran nicht ganz unschuldig. Regelmäßig überschätzte er seine Energie und sein Schreibtempo gewaltig und bedachte seine Verleger mit voreiligen Zusagen und überzogenen Versprechungen, was schon Vieweg leidvoll erfahren musste, der ihm das Manuskript des *Grünen Heinrich* nur in jahrelangen Kämpfen portionsweise abringen konnte. Oftmals beschränkte Keller sich sogar ganz darauf, seine Einfälle in Gedanken auszuspinnen, statt sie zielstrebig zu Papier zu bringen, und gegenüber Paul Heyse beklagte er einmal das „Erbübel, das wirklich niederschreiben zu müssen [...], was man sich peripatetisch zurechtgeträumt hat“ (GB 3.1, S. 51). „[E]s scheint“, schreibt Adolf Frey in seinen *Erinnerungen an Gottfried Keller*, der Dichter habe „eine Arbeit schon als eine vollendete behandelt und erörtert,

sobald er mit sich darüber mehr oder weniger im reinen war oder doch zu sein glaubte“. ¹¹ So bezeichnete Keller den „Stoff“ für das *Sinngedicht* bereits 1855 als „vollständig durchgearbeitet und ausgebildet“ (GB 3.2, S. 113) und rechnete damit, den kompletten Text binnen weniger Wochen vorlegen zu können – tatsächlich wurde er erst gut fünfundzwanzig Jahre (!) später abgeschlossen. 1881 teilte er Julius Rodenberg mit, das Manuskript dieses Werkes, das er soeben für dessen „Deutsche Rundschau“ anfertigte, sei

die erste und einzige Niederschrift, während die Novellen und der Rahmen vor zwei Dezennien schon im Kopfe entworfen und seither meine stillen Begleiter auf Spaziergängen und beim Glase Wein gewesen sind. Dennoch wußte ich nicht viel davon, was aus jedem der Geschichtchen werden würde. Ich führe von der Berliner Zeit her ebenso ein paar Lustspiele als anonyme Passagiere im Hirnkasten mit, die aber wohl nicht mehr aussteigen werden. Jetzt denke ich allmählig auf einen einbändigen kleineren Roman; was daraus wird, mag der Herrgott wissen. (S. 387)

Kein Wunder, dass der Autor die Geduld der Verleger ein ums andere Mal auf eine harte Probe stellte! Aus dem „kleineren Roman“ sollte im Laufe der Zeit *Martin Salander* werden, während die erwähnten Lustspiele, wie Keller schon vermutete, ungeschrieben blieben und damit das Schicksal zahlreicher anderer Projekte teilten.

Vorläufig kamen Mutter und Schwester nicht umhin, den Müßiggänger weiter mit zu ernähren – eine Konstellation, die in *Pankraz, der Schmoller* ihren Niederschlag findet, wo der Titelheld sich zu Beginn ebenfalls „wie ein kleiner Indianer“ gebärdet, „der die Weiber arbeiten läßt“, ohne selbst einen Finger zu rühren (4, S. 15). Keller war natürlich nicht blind für die Peinlichkeit dieser Lage und kämpfte ständig mit seinem schlechten Gewissen. Düstere Stimmungen überkamen ihn, wenn er bedachte, wie viel Lebenszeit mittlerweile ungenutzt verstrichen war. „Meine Jugend ist nun einmal zum Teufel“, hatte er bereits 1852 geschrieben, „und ich habe mich schon in die Reihe

derjenigen Menschen gestellt, welche erst mit dem Schwabenalter ihre rechte Bestimmung erreichen“ (GB 1, S. 306). Fünf Jahre später hieß es in einem Brief: „Es beschleicht und quält mich oft der Gedanke, daß ich bis jetzt der Welt noch gar nichts Reelles genützt habe“ (GB 2, S. 56). Zeitweilig erwog er, in seiner Heimatstadt eine Professur für Literaturgeschichte am neugegründeten Polytechnikum – der heutigen ETH Zürich – anzunehmen. Die Tätigkeit lockte ihn zwar eigentlich nicht, zumal er die hohe Arbeitsbelastung fürchtete. Andererseits waren die materielle Sicherheit und die Aussicht, wenigstens den Ruf eines bürgerlichen Versagers loszuwerden, nicht zu verachten. Als entsprechende Pläne schon in der Berliner Zeit zur Sprache kamen, ermahnte Keller sich selbst: „Ich muß mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst geht die Duselei ins Unendliche fort“ (GB 1, S. 389), und 1857 stand er erneut kurz vor einer Zusage, um wenigstens „während einiger Jahre den bürgerlichen Begriffen genugzutun“ und sich endlich „Amt und Einkommen“ zu verschaffen (GB 2, S. 67). Umgesetzt wurde das Vorhaben trotzdem nicht.

Ohne merkliche Veränderungen ging mit dem vierzigsten Geburtstag des Dichters auch der Eintritt in das sprichwörtliche Schwabenalter vorüber, auf das er seine Hoffnungen gesetzt hatte. Das Jahr 1861 wurde dann aber zu einem weiteren Schlüsseldatum in Kellers Biographie: Im September wählte ihn der Züricher Regierungsrat überraschend zum Ersten Staatsschreiber des Kantons und erhob den ‚armen Poeten‘ damit unversehens zum einflussreichsten Beamten seines Heimatländchens, ausgestattet mit einem beträchtlichen Gehalt und einer gesellschaftlichen Reputation, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. Was die Regierung zu ihrer kühnen Entscheidung bewog, ausgerechnet diesem Bewerber, an dessen Qualifikation man doch mit guten Gründen zweifeln konnte, den Vorzug zu geben, ist bis heute nicht restlos geklärt.

Einige unschöne Ereignisse rund um seinen Amtsantritt schienen auch sogleich sämtliche Vorbehalte zu bestätigen. Keller, der jederzeit grob und sogar handgreiflich werden konnte, wenn ihn der Ärger über missliebige Zeitgenossen packte, hatte noch am Vorabend im Wirtshaus randaliert und war dem deutschen Sozialisten Ferdinand Lassalle, der sich gerade in einer ziemlich angeheiterten Runde als Magnetiseur versuchte, mit einem Stuhl zu Leibe gerückt, und am folgenden Morgen musste er von einem der Regierungsräte eigens aus dem Bett geholt werden, um den Dienstbeginn nicht zu versäumen.¹² Zum Glück blieb das aber der letzte Fehltritt des Herrn Staatschreibers. Fortan versah er seinen Posten so diszipliniert und zuverlässig, dass die Kritiker rasch verstumten.

Elisabeth Keller genoss noch die Genugtuung, in die stattliche Dienstwohnung des Sohnes übersiedeln zu können, wo sie drei Jahre später verstarb. Keller seinerseits wurde durch die Berufspflichten unmittelbar in die kantonale und eidgenössische Politik verwickelt, und dies ausgerechnet in einer besonders heißen Phase, in der tiefgreifende Umbrüche stattfanden und heftige Parteikämpfe an der Tagesordnung waren. Die politischen Aspekte seiner Tätigkeit sollen aber bei anderer Gelegenheit behandelt werden. Hier sei zunächst nur erörtert, wie die neue Stellung Kellers persönliche Existenz und seine Beziehung zu den bürgerlichen Wertmaßstäben umgestaltete. Die lange Zeit des ziellosen Schlenderns lag nun hinter ihm, der strenge Ernst des Lebens forderte seinen Tribut. Der Dichter war sich darüber auch vollkommen im Klaren und traf mit der Übernahme des Staatsamtes eine ganz bewusste Entscheidung für die bürgerliche Seriosität. In einer autobiographischen Aufzeichnung, die er 1876/77 in der Zeitschrift „Die Gegenwart“ publizierte, schrieb er über die zurückliegenden anderthalb Jahrzehnte: „Indem ich